Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 32 (1956-1957)

Heft: 4

Artikel: Ich sitze täglich fünf Stunden in einer Milieubar aber nicht zu meinem Vergnügen

Autor: Herdi, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1073075

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ich sitze täglich fünf Stunden in einer Milieubar aber nicht zu meinem Vergnügen

VON FRITZ HERDI

Illustrationen von Hugo Laubi

Guten Morgen, Schubert!»

Zerbrechen Sie sich dieser an mich gerichteten Begrüßung wegen nicht den Kopf, verehrter Freund, der Sie mir in diese kleine Zürcher Niederdorfbar gefolgt sind, um mir, dem sogenannten Barpianisten und Alleinunterhalter, ein bißchen zuzuhören, und um mit mir ein bißchen zu diskutieren: Natürlich ist es jetzt fünf Uhr abends; aber unser Barman besteht nun einmal darauf, der Arbeitsbeginn und der Morgen gehöre zusammen.

Die Arbeit des Barpianisten beginnt dann, wenn die meisten anderen Leute Feierabend machen. Der Pianist sieht den Gast nur bei dem, was dieser Entspannung, Erholung nennt; der Gast anderseits sieht den Pianisten ausschließlich bei der Arbeit, sofern er Klavierspielen überhaupt als Arbeit anerkennt. Klavierspielen sei eine Gottesgabe, eine Gnade, nicht eine Arbeit, bekommen wir oft zu hören, und der Pianist verdiene sein Geld «spielend», könne am Morgen herrlich ausschlafen, am Nachmittag an der Sonne liegen. Das Üben zu Hause habe er sowieso nicht nötig, und außerdem brauche er fast kein Geld, weil er gerade in den Abendstunden, in denen der Lohn im Beutel am ehesten schrumpfte, an einen Arbeitsvertrag gebunden sei.

Gestatten Sie, lieber Freund, daß ich auf dem ebenso verstimmten wie alten Flügel rasch einen spanischen Marsch «hoble», wie wir so zu sagen zu pflegen! Stören? Keine Spur! Wir können uns auch während des Spielens unterhalten; die Finger laufen annähernd vollautomatisch.

Also die Sache mit dem Ausschlafen ist natürlich ein Witz. Man schläft, aber wie! Früh am Morgen beginnt der Alltag der Nachbarn, der Normalbürger: das Tram kreischt in den Schienenkurven, die Waschmaschine bummert bis unters Dach, Garagentore werden geräuschvoll auf- und zugerissen, das Telephon schrillt um acht, die Hausglocke – es ist der Pöstler: zwei Prospekte und eine Rechnung – um neun Uhr. Man pennt sich so schlecht und recht durch, und der Junggeselle oder der Kinderlose unter den Musikern kombiniert meistens Frühstück und Mittagessen und nimmt mit zwei Mahlzeiten im Tage vorlieb. Nachmittags hätte er Zeit für Geselligkeit; aber sein Bekanntenkreis ist «im Stollen», an der Arbeit. Abends hätte er ab und zu Lust, aus-

zugehen; doch da muß er laut Kontrakt sein Repertoire «herunterjassen». Er lebt gegen den Lebensrhythmus, und wie es für den Linkshänder keine speziellen Türfallen gibt, so existieren für ihn keine Sondereinrichtungen. Daß Kellner, Serviertöchter, Krankenschwestern, Sekuritaswächter ebenfalls nachts beschäftigt sind, ist zwar eine Tatsache, aber kein Trost. Immerhin: in Zürich ist die Arbeit des Pianisten um halb 12 Uhr zu Ende; in der Wintersaison heißt es dagegen nicht selten im Vertrag: Dienst von 4–6 und von 9 bis Schluß. Das heißt: bis der letzte gut konsumierende Gast sich endlich trollt, was er mit Vorliebe zwischen 4 und 6 Uhr morgens tut.

Das Wolgalied? Mit Vergnügen! Sie sehen und hören, lieber Freund, wieweit es überhaupt noch möglich ist, mit Freude zu spielen. Nach zwanzig Jahren Wolgalied, Comersee, Tristesse und Toselli-Serenade kommt sich der Pianist nicht selten wie ein Fabrikarbeiter vor, der Abend für Abend Nägel einschlägt oder Schräubchen am Laufband dreht, nur mit dem

Unterschied, daß der Arbeiter dazu ruhig eine saure Miene machen darf, während der Pianist noch Gefühle vortäuschen muß. Natürlich variiert das Programm; es kommt ganz darauf an, wo man spielt. Sogar im Niederdorf sind die Unterschiede groß: hier ein gediegenes, vornehmes Speiserestaurant mit Dreistern-Kundschaft, dicht daneben eine Bumsbar mit Allotria.

Von dem, was man so gemeinhin unter Niederdorf oder «Dörfli» versteht, sind eine Reihe von Lokalen, die Geschäftswelt und ein großer Teil der Bewohner des «Dörflis» überhaupt ausgeschlossen. Ein richtiges Stück «Negerdorf» haben Sie hier bei uns, und wenn Sie mich fragen, warum ich hier arbeite, dann kann ich Ihnen nur antworten, was hier jeder antwortet: «um Geld zu verdienen.» Ich arbeite – sofern es wirklich gestattet ist, dem, was einer im dunkelblauen Anzug und im weißen Kragen statt im «Übergwändli» tut, auch Arbeit zu sagen – hier so täglich meine fünf bis sechs Stunden und verdiene offiziell 40 Franken und ein Nachtessen im Tag. Die Gagen für Barpianisten schwanken in Zürich zwischen 27 und 80 Franken; in den Bergen können es Stars bis zu 100 Franken nebst Kost und Logis bringen. Der Zürcher Durchschnitt dürfte 40–45 Franken sein.

Tiefgekühlten Dank! 50 Rappen Trinkgeld in den Teller für das Wolgalied. Unsichtbarer Verdienst. Vor Jahren, als das Geld den Leuten noch lockerer im Beutel saß, habe ich hier monatlich bis zu 700 Franken Trinkgeld gemacht, heute noch den dritten Teil. Auch die Zigaretten bekommt man meist offeriert; natürlich immer ganze Päckli. Vielleicht ist Ihnen schon aufgefallen, daß die Nichtraucher unter den Pianisten vorwiegend auf teure amerikanische Zigaretten losgehen, die sie nicht ungern unter der Hand für anderthalb Franken weiterverkaufen, was der Wirt, der selber fast 20 Prozent an Zigaretten verdient, natürlich im allgemeinen nicht gern sieht.

Die heute auch einem breiteren Publikum bekannten Krämpflein, Tee mit Wasser und Eis statt Whisky und Brunnenwasser statt Steinhäger entgegenzunehmen und mit dem Barman Kippe zu machen, finden vorwiegend im Gebirge statt. Daß man ab und zu einen Traubensaft statt einen Römer Roten trinkt, soll niemanden kränken: man möchte seiner Gattin nicht Nacht für Nacht einen veilchenblauen Ehemann nach Hause bringen. Gewisse Stimmungspianisten freilich brauchen eine Dosis Alkohol, bevor sie ungehemmt ihre stürmisch verlangten Chansons – etwa die Lebensgeschichte eines Tannenbaums von der Jugendzeit im Stadtwald bis zur Verarbeitung zu Klosettpapier – hinlegen können, ohne seelisch allzu großen Schaden zu nehmen.

Das Trinkgeld hier besteht meist aus Einfränklern, Fünfzigern und Zwanzigern, und es stammt in erster Linie aus einfachen Kreisen. Auch der Kellner wird Ihnen bestätigen, daß nicht der Großverdiener, sondern der Arbeiter für ihn der wirklich interessante Kunde ist. Ein Kellner dürfte übrigens im «Dörfli» so zwischen 600 und 900 Franken im Monat verdienen; mindestens einmal ißt er auch gratis im Geschäft. Er lebt praktisch ausschließlich vom Trinkgeld, das nach vorsichtigen Schätzungen 13–15 Prozent beträgt. Als Eigentümlichkeit wird Sie interessieren, daß in einer bestimmten Altstadtbar die Kellner ihren Kollegen einen guten Gast als «Cadillac», einen schlechten Gast als «Trottinet» weiterempfehlen.

Wirkliche «Goldvögel» sind selten geworden; die Zeiten, in welchem Balkan-Barone Hunderternoten zerknüllt auf die Tasten legten oder sich mit knisterndem Händedruck verabschiedeten, sind längst vorbei. Mit «Dichter und Bauer» oder mit Liszts 2. Ungarischer Rhapsodie ist ab und zu noch etwas zu verdienen, gelegentlich auch mit sehr alten Schlagern, welche ältere Gäste an verflossene Abenteuer, an die Hochzeitsreise, an eine unerwiderte Liebe erinnern. Letzthin gab mir ein Gast fünf Franken mit der Bitte, ich möchte zwei Minuten Pause machen.

Gewiß: es gäbe noch andere Verdienstmöglichkeiten. Einzelne Gäste glauben immer wieder, ein Pianist sei ein mit allen trüben Wassern gewaschener Filou, der jeden Krampf mitmache, während er tatsächlich in der Regel im fürchterlichsten Durcheinander mit spießbürgerlich normalem Puls seine Arbeit verrichtet. «Weli Chatz wär ächt guet für mich?» fragt etwa einer, Pedal und Kupplung verwechselnd, und zeigt einen blitzenden Fünfliber in der Hand.

«Föif Prozänt für jedi verkitschti Uusschtüür!» verspricht etwa ein Möbelreisender, der glaubt, der Pianist sei der heimliche Abgott aller anwesenden Damen und könne ihnen am ehesten eine Luxusaussteuer aufschwatzen.

Guten Abend, Herr Lebgerngut! Wie? Den kennen Sie nicht? Das ist ein Agent, ein Konzertagent. Vielleicht ist Ihnen gar nicht bekannt, daß die meisten Barpianisten ihre Verträge durch Agenten abschließen. Der offizielle, dem BIGA angeschlossene Facharbeitsnachweis verlangt für Vermittlungen zweieinhalb Prozent der Gage, der Privatagent zehn Prozent der Monatsgage, zehn Prozent, die auch bei jedem Reengagement und jeder Prolongation während zwei oder drei Jahren abzuliefern sind. In Zürich gibt es rund 25 konzessionierte Agenten, die selbstverständlich auch noch Tänzerinnen, Artisten und alles mögliche plazieren, zwischendurch eventuell sogar einmal einen Walfisch übernehmen und Leute mit ihm auf Tournee schicken.

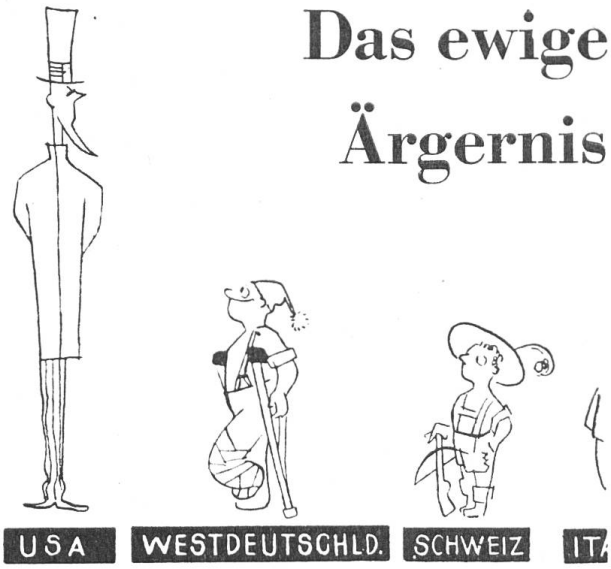
Gestatten Sie, lieber Freund, daß ich rasch etwas Klassisches einstreue, vielleicht die Träumerei von Schumann, das Regentropfenpräludium von Chopin, den Gefangenenchor aus Nabucco? Derartige Stücke sind eigentliche Barschlager geworden.

Warum ich denn nicht Ähnliches im Konzertsaal spiele? Mein Gott, dafür reicht mein Talent leider nicht aus, und bei fast allen Barpianisten ist es ähnlich. Der eine war Graphiker, andere Bäcker, Bürolist, Vertreter, Kellner, verkrachter Musik- oder Rechtsstudent; mitunter war einer auch gezwungen, möglichst rasch Geld zu verdienen und seine Familie zu entlasten. Daneben gibt es einige wenige Pianisten, die wirklich Musik studiert haben.

Die meisten Barpianisten spielten übrigens früher in Kaffeehaus- und Tanzorchestern und wechselten später in die Bar hinüber, weil sie dort mehr verdienen und bis zu einem gewissen Grade eigener Herr und Meister sind, zum Teil auch, weil sie weniger reisen müssen. Sie wissen ja, daß Unterhaltungsorchester fast immer unterwegs sind, wobei der Einzelne die Reisespesen selber zu tragen hat, oft in Zürich für die Familie eine Wohnung und gleichzeitig in Freiburg oder Genf für sich ein Zimmer bezahlen muß. Ferien und Krankheit gehen auf seine Kosten, und der seit 1952 obligatorische freie Tag wird nur teilweise durch höhere Gagen kompensiert.

Die Gagen in den Orchestern variieren ebenfalls stark. Mir ist eine Stargage von 2000 Franken brutto im Monat bekannt, anderseits gibt es Musiker, die sich mit 22, 23 Franken

Das ewige Ärgernis



Statistik aus einer deutschen Fachschrift

Warum wird der Schweizer in der ganzen Welt ständig in einem Bayern- oder Tirolerkostüm dargestellt?

im Tage begnügen müssen. Am schlechtesten verdienen im allgemeinen die Schlagzeuger, von denen es ganze Bataillone gibt. Von Beruf sind sie nicht selten, wie man im Niederdorf sagt, «stud. velomech.»; aber sie trommeln sich lieber für 600 oder 700 Franken im Monat eins herunter in den Abendstunden, statt sich täglich acht Stunden in der Bude einen abzukrampfen. Man wird nicht schmutzig und «wörkt» im Smoking. Eine Aufwertung in der gesellschaftlichen Wertung erfolgt freilich durch den Berufswechsel nicht. Der schlechte Ruf des Musikers ist nach wie vor sprichwörtlich.

Tiefpunkte erreichen wir, wenn wir uns noch rasch mit den tirolerischen und bayrischen Trachtengruppen befassen, deren Darbietungen häufig unter dem zumutbaren Niveau stehen, was nicht verwundern kann, wenn man weiß, daß die Ensembles sich nicht selten aus Handwerkern, Gelegenheitsarbeitern, Postgehilfen und Bauernknechten zusammensetzen.

Für den Unternehmer allerdings sind die Truppen interessant. Ein Beispiel aus dem Niederdorf: eine fünfköpfige Tirolerkapelle, Vater, Mutter, Sohn, Tochter und Onkel, arbeiteten für zusammen 50 Franken nebst freier Station. Daß vier und mehr Personen in einem Zimmer schlafen müssen, ist keine Ausnahme. Mit freiem Billett- und Kartenverkauf wird nicht selten erreicht, daß die Kapelle den Wirt nichts mehr kostet. Um sich Reengagements

zu sichern, verpflichten sich die Bayern und Tiroler jeweils zu Nebenarbeiten: Saaldekoration, Bier anstechen, Servietten bügeln, Aufstuhlen, Tischwäsche stopfen, Aschenbecher reinigen, alles Sachen, die dem Schweizer Musiker weniger liegen. Außerdem ist eine trink- und animierfreudige Gesellschaft im Hause, und Fachleute versichern, daß mit einer zügigen Trachtenkapelle mitunter das Zehnfache dessen an Bier umgesetzt werde, was eine trinkfaule Schweizer Kapelle herauswirtschaften kann.

Café crème? Nein, danke, lieber einen Campari. Es ist ja nett, daß Sie mir etwas offerieren. Aber wenn der Pianist Kaffee trinkt, dann bestellen die andern Gäste auch Kaffee. Daran ist der Wirt gar nicht so interessiert. Gewiß, die Gewinnmarge auf Kaffee und Tee ist sehr hoch. Aber meistens bleibt es bei einer Konsumation, während Wein und Apéritif gern nach Fortsetzungen rufen, nach einem sogenannten «WK», und Alkohol ganz allgemein den Menschen in Stimmung bringt, die Anlagen zum Leichtsinn unterstützt, die Börse weiter öffnet. Tangobeleuchtung, Cachet, Neonlicht und Dekoration in Ehren; aber davon, daß der Gast gut erzogen stundenlang bei einem Getränk den Weisen lauscht, hat bekanntlich niemand gelebt. Es muß etwas umgesetzt werden, der Barman muß seine zehn Barstühle im Abend so und so oft verkaufen können.

Auch der Pianist sitzt nicht hauptsächlich hier, weil er gut Klavier spielt. Mir ist es passiert, daß ein Gast den Wirt fragte, ob der Pianist gut sei, worauf dieser lakonisch antwortete: «Das kann ich Ihnen erst um halb zwölf sagen, nachdem ich die Kasse abgenommen habe.»

Nachdem Sie wissen, warum ich hier bin, verehrter Freund, wird es Sie wahrscheinlich interessieren, warum die Gäste hierherkommen. Sie sehen das «Geranium» im Lokal: eine Anzahl Frauen, heute blond, gestern silbergrau, morgen vielleicht mit rotgefärbtem Haar. Blond ist die Lieblingsfarbe nicht nur der einstigen Germanen, sondern auch unserer älteren Damen, von denen es nicht zu Unrecht heißt: in Unehren ergraut und früh erblondet. Es sind Stammkundinnen, Prostituierte, sogenannte «Linienschiffe» oder «Marschkatzen» im wortreichen Jargon des Milieus.

Unsere Damen also sitzen, wie Sie sehen, hier herum, machen in Kaffeeklatsch und warten auf Kundschaft. Sie haben zwei, drei Stammlokale; versuchen sie, in ein neues Lokal einzudringen, so werden sie oft von den dortigen Berufskolleginnen hinausgeekelt. Ihr Kunde ist der «Freier», der auf kurze Erlebnisse gegen bar ausgeht, Erlebnisse, die oft noch kürzer sind, als er es sich eigentlich wünschte.

«Dame» ist eigentlich kein Beruf, und die meisten Frauen haben früher gearbeitet als Hilfsarbeiterinnen, Näherinnen, Verkäuferinnen, Hausangestellte, Schneiderinnen, Masseusen, Serviertöchter und so fort. Hervorstechend ist die fast durchgehende bescheidene Möblierung der Kopfmansarden. Die meisten haben die siebente und die achte Klasse besucht; an eigentlichen gelernten Berufen habe ich nichts Höheres als Aushilfsbürolistin und Photolaborantin gefunden. Frauen, die es beruflich höher gebracht haben und dennoch zu Arbeitsscheu und Leichtsinn neigen, sind hier nicht zu finden, sondern tauchen im Maitressen- und Verhältniswesen unter.

Fast überall hat es im Elternhaus nicht ganz geklappt, wenn auch aus Prestigegründen oft das Gegenteil behauptet wird. Und gerade weil im Elternhaus der Grund für die spätere Entwicklung der Kinder gelegt wurde, und gerade weil es auch für die Fürsorge und ähnliche Institutionen oft schon aus rein rechtlichen Gründen unmöglich ist, sich rechtzeitig in Familienangelegenheiten zu mischen, wird verständlich, warum die meisten späteren Rettungsversuche trotz aller Hingabe und allem Idealismus an die gestellte Aufgabe in bedenklich wenigen Fällen zu einem auf die Dauer greifbaren Resultate führen.

Wenn ich übrigens sagte, Prostitution sei kein Beruf, so muß ich nachholen, daß zum Beispiel das Steueramt durchaus anderer Meinung ist und die leichten Damen als Steuerzahlerinnen einschätzt, wobei alle Varianten von der bloßen Kopfsteuer bis zum Jahreseinkommen von 14 000 Franken und mehr möglich sind. Dieser Betrag ist auch für die AHV maßgebend.

Alle Fälle von Prostitution über einen Leisten zu schlagen, wäre ebenso sinnlos wie ungerecht. Es gibt einige wirklich tragische Fälle; aber die Hauptrolle spielen doch Elternhaus, Veranlagung, Beeinflussung, Arbeitsscheu, mangelnde Intelligenz und damit auch Mangel

an Möglichkeiten zum beruflichen Aufstieg. Die eine Frau betreibt Frau Warrens ominöses Gewerbe, ohne sich überhaupt richtig klar zu werden, was sie tut, die andere geht kühl, wissend und genau berechnend auf diese Art des Gelderwerbes aus, der ihr beileibe nicht immer nur dazu verhilft, sich gut zu kleiden und sorgenlos zu leben, sondern häufig auch dazu, ein uneheliches Kind, eine arbeitsunfähige Mutter, einen kranken Bruder zu unterstützen.

Selbstverständlich spielt das heute allgemeine Bedürfnis nach dem nötigen Kleingeld und nach Komfort auch im Milieu eine große Rolle. Und da ich vorhin schon von Beeinflussung sprach: es wäre auf dem Gebiete der Prostitution gerechtigkeitshalber nicht nur das Angebot, sondern vor allem auch die Nachfrage unter die Lupe zu nehmen. Ich denke da nicht in erster Linie an die der Autos, die nachts auf den Straßen Opfer suchen, sondern etwa an Männer in geachteten Positionen, die es sich leisten können, einer bescheidenen Näherin, einer schlechtbezahlten Angestellten etwas angebliche «Sonne» ins Leben zu bringen: Einladung zu einer Wochenendfahrt, kleine Geschenke, finanzielle Zustupfe, langsames Gewöhnen an Komfort und Luxus, im extremen Falle schließlich ein suggestives: «Das hast Du doch nicht nötig, täglich für Hundelohn acht Stunden zu krampfen. Ich zahle Dir eine Wohnung in Zürich, besuche Dich wöchentlich zweimal . . .» Und so fort und so fort.

Aha, der «klebrige Fredi» taucht auf! Wer das sei? Fragen Sie mich, lieber Freund, bitte nicht nach seinem richtigen Namen, ich kenne ihn nicht! Das ist ganz eigenartig. Dutzende von Leuten treffe ich hier fast täglich im Niederdorf, von kaum einem wüßte ich den Geschlechtsnamen anzugeben. Fredi, Heiri, Ruth, gewiß; aber was darüber hinausgeht, bleibt oft anonym, und wenn ich dann manchmal doch einen Namen höre, bin ich ganz erstaunt und denke: «Ach, so heißt er! Und sieht gar nicht so aus, als könnte er so heißen! Und steht tatsächlich im Adreßbuch und zahlt Steuern wie ich.»

Eine große Rolle spielen, wie in allen Milieus, auch die Übernamen. Ich zähle Ihnen auf, was mir gerade so auf den ersten Anhieb einfällt: Wienerfritz, Schnittlauch, Molotow, Baron, Profässer, Whisky, Hölzlitokter, Coiffeurfredi, schöner Otto, Silberfuchs, Wullefritz, Eierbiißer, Pinselfritz, de wälsch Roger, de Baslerseppi, Schanghai-Lilly, Schaffhuser-Ruth, Schräghals-Heidi, Suuff-Heidi, Chnopf, Schäfli, Gipsy, Schläger-Anni, di tick Heidi, Schnägge-Ruth, Norweger-Sonja, Hopfechranz (der Frisur wegen), Riseschnauz.

Was eine Vollprostituierte verdiene, möchten Sie gerne wissen? Das ist nicht leicht zu sagen; es gibt hier weder Gesamtarbeitsvertrag noch Mindesttarife. Vielleicht haben Sie einmal vor Jahren in einer Gerichtsberichterstattung gelesen, daß eine Prostituierte Schmuck im Werte von 40 000 Franken besessen habe. Das ist sehr wohl möglich. Monatlich 2000 Franken und mehr zu verdienen, ist für viele kein Problem; andere, besonders ältere Frauen müssen gutbürgerlich mit 800 und 900 Franken auskommen.

Die jüngsten Prostituierten sind offiziell 18-jährig, die älteste «Dame», die ich kenne, hat ihren 65. Geburtstag bereits hinter sich, und ausnahmsweise ist es vorgekommen, daß eine 63jährige Frau als Anfängerin in den Berufsstand trat.

Was ich rauche? Lucky Strike, wie immer. Barkarole aus Hoffmanns Erzählungen? Sehr gerne! Und wieder rollt ein Fränklein. Man muß es nehmen, solange es noch rollt. Mit Recht fragen Sie, ob ich denn nie arbeitslos sei und immer gleich Anschluß habe, da ich doch das Lokal von Monat zu Monat wechsle. Gewiß, ab und zu fällt mir ein Monat aus, besonders weil ich nie auswärts arbeite.

Im Herbst und im Winter gibt es dann genügend Strippgeschäfte, Gelegenheitsengagements, Abendunterhaltungen, Bälle, Hochzeiten, manchmal Aushilfemöglichkeiten für kranke Kollegen. Für einzelne Ballgeschäfte braucht der Pianist in Zürich normalerweise ein grünes Gewerbe-Patent. Frack oder Smoking hin oder her; er ist nach den Grundsätzen des patentpflichtigen Hausierverkehrs zu behandeln, muß ein Leumundszeugnis und ein Vorstrafenregister mitbringen, darf nicht wegen gewohnheitsmäßigen Bettels oder wegen Vagantität vorbestraft und nicht mit einer «ekelhaften oder ansteckenden» Krankheit behaftet sein. Das gilt erstens für alle jene Leute, die den Ankauf oder Eintausch von Lumpen, Knochen, Fellen, Hörnern, Klauen, Borsten, altem Eisen, alten Kleidern, Glas, Weinstein und dergleichen gewerbsmäßig im Umherziehen betreiben, zweitens für herumziehende Handwerker wie Kesselflicker, Sche-

Foto: Robert Vonlanthen
Mutter und Tochter

renschleifer, Sägenfeiler, Strohflechter, Sieb- und Korbmacher, Glaser und so fort, drittens für Schaustellungen und für gewerbliche oder künstlerische Leistungen, bei denen ein höheres wissenschaftliches oder Kunstinteresse nicht obwaltet: Menagerien, Panoramas, Bildergalerien, Karussels, Schauspiele, Sänger, Musikanten, Kunstreiter, Seiltänzer und Taschenspieler. Sie sehen, wir sind in guter Gesellschaft!

Ich merke, lieber Freund, Ihnen brennt noch eine Frage auf der Zunge. Schießen Sie los! Was die ehemaligen Prostituierten im Alter machen? Nun, vereinzelte bleiben, wie gesagt, dem Berufe jahrzehntelang treu und werden schließlich armengenössig. Andere finden den Weg zurück; selten kommt es vor, daß eine Frau das leicht erworbene Geld auch wirklich zusammenhält und damit später ein eigenes, kleines Geschäftchen gründet oder übernimmt. Pikant werden Sie den extremen Fall finden, daß eine Prostituierte in Zürich ein Renditenhaus mit durchwegs seriösen Mietern besitzt.

Viele Frauen heiraten und verschwinden damit aus dem Gesichtskreis des Milieus. Allerdings nur teilweise. Sie bringen mich da gerade auf das Problem der Gelegenheitsprostitution, der laut Mitteilungen des Stadtrates etwa 1200 Frauen in Zürich angehören. Einzelne Frauen heiraten gut, viele schlecht. Die Wohnung ist teuer, vom Komfort will man sich auch nicht ganz trennen, die Kinder kommen, die Preise steigen, und der Mann ist nicht immer achtzehnkarätig. So geht man denn halt ab und zu «mit der Freundin ins Kino», kurz bevor der Zins fällig ist, kurz bevor neue Wintermäntelchen für die Kinder angeschafft werden müssen, kurz bevor die Ferien beginnen. Husch, husch, husch, und Geld ist beieinander, die Passivseite der Bilanz aufgebügelt.

Sogar außerkantonal verheiratete Frauen kommen ab und zu auf «Fischfang» nach Zürich, das ihnen von früher her recht vertraut ist. Das etwa ist Gelegenheitsprostitution, und hierher gehören auch jene Serviertöchter, die nach Feierabend noch Gäste heimnehmen, Hausangestellte, die nur sporadisch auftauchen, um dringendste Ausgaben zu decken.

Billigerweise sei erwähnt, daß nicht selten Prostituierte nachher aufopfernde Ehefrauen und Mütter werden; übrigens ist die Weichherzigkeit der Prostituierten Armen, Kranken, Verkrüppelten, Kindern, alten Leuten gegenüber fast sprichwörtlich. Der Hund, den Sie bei jeder zweiten oder dritten Frau hier herum sehen, scheint mir oft die Rolle des einzig treuen Freundes zu spielen, beziehungsweise spielen zu müssen.

«Hallo Jacky!» Ein Yankee, eher seltene Gäste bei uns. Zwar schneit es noch immer allwöchentlich amerikanische Urlauber aus Deutschland in Zivil zu uns; man erkennt sie am Bürstenschnitt, an den engen Röhrenhosen oder am stadtbekannten Wochenendliebchen, das sie zärtlich an der Hand führen und schon kaum nach ihrer Ankunft in Zürich kennengelernt haben. Das ist nicht schwer. Von Kameraden, die ihren Urlaub bereits hinter sich haben, genau informiert, stechen die Wochenendler in ein paar bestimmte Etablissements, wo regelmäßig junge Zürcher Babelis auftauchen, für die der Schweizer vorderhand als Mann praktisch gar nicht existiert, und die ihre Wellenlänge vom Kaugummi bis zum Kauboy auf Amerika eingestellt haben, nicht selten in der meist vergeblichen Hoffnung, ihre Bemühungen würden schließlich durch eine Heirat im vielgepriesenen Dollarland gekrönt. Vorderhand wird aber noch pfundweise vom Dollarvorrat abgerissen.

Da sitzen sie denn herum, kramen Briefe von früheren Urlaubern aus der Tasche und schwelgen in Erinnerungen an Jacky und Johnny, bis ein neuer Jimmy mit «Hello» anbeißt. Aber ach, wie kurz ist so ein Wochenende! Schon heißt es Abschied nehmen. Rasch steigt man zu zweit noch in den Photoautomaten, der draußen vor der Bar steht und lockt: Zwei Aufnahmen in fünfzig Sekunden. Today's pictures, tomorrow's treasures! Und nach dem Rezept «sit back, relax, smile» wird zurückgelehnt, entspannt und Wange an Wange gelächelt. Eine Photo wandert in die Brieftasche des Urlaubers, die andere ins Handtäschchen des Ami-Liebchens. Und schon ist die Stunde des Abschieds und der Pseudo-Rührung da: «Solong, Jimmy, schreib bald! Vergiß mich nicht!»

Nanu, was ist denn plötzlich los? Getuschel, aufgeregtes Geflüster, Kichern.

«Mis Ehrewort», sagt die hübsche Blondine, «jetzt hett ich grad en Jogg, und en Teckel staht vor der Huustüre!»

So ein Pech! Unsere Dame kann nicht in

Begleitung nach Hause, weil sich ein Detektiv der Sittenpolizei in der Nähe des Hauseinganges befindet. Sie wissen, lieber Freund, daß in Sachen Milieu in Zürich seit einiger Zeit ein ziemlich scharfer behördlicher Wind bläst, wissen anderseits zweifellos aber auch, daß diese Bise die Prostitution und ihre Ausmaße weder aufheben noch einschränken kann. Hauptaufgabe unserer Sittenpolizei, die meines Wissens mit einem Kommissar und etwa sechs Detektiven auskommen muß, ist es, die Prostitution zu lokalisieren, überall dort zu vertreiben, wo sie öffentliches Ärgernis erregt – also namentlich auf unseren Straßen und Plätzen –, Auswüchse zu beschneiden. Daß diese Bemühungen von großem Erfolg gekrönt sind, wird Ihnen eine nächtliche Rundfahrt durch die Stadt zeigen: die Prostitution ist von der Straße nicht ganz, aber doch in erfreulichem Maße verscheucht. Sobald aber der Druck von oben, das heißt von der Behörde her, nachlassen würde, würde sich die Situation schlagartig wieder ändern, und innert kurzer Zeit ergäbe sich etwa in den Stadtkreisen 1, 4 und 8 das altvertraute, unerwünschte Bild.

Da und dort hat man sich von den verschärften Maßnahmen der Sittenpolizei zu viel versprochen. Die Hebung der Sittlichkeit und Moral ist aber, entgegen anderslautenden Vermutungen, nicht Sache der Polizei. Besserungsversuche an Prostituierten auf eigene Faust wird ohnehin im Laufe der Zeit jeder, der nicht an ein christliches Glaubenswerk gebunden ist, resigniert aufgeben: es wäre eine Lebensaufgabe mit winzigen Resultaten. Verwarnungen, sowie gelegentliche Einlieferung von Dirnen in Heime, gehen von den Vormundschafts- und Fürsorgestellen aus. Wie gering leider das positive Ergebnis eines zweijährigen Aufenthaltes in einem Heime in der Regel ist, stellt man am besten im Kontakt mit entlassenen Frauen fest. Die Sanierung müßte, wie schon angedeutet, im Elternhause beginnen, das eine viel größere Rolle spielt als Kino, Dancing, Schundliteratur und so fort.

Es ist für eine Prostituierte übrigens gar nicht leicht, in Zürich selber eine Stelle anzutreten. Die lieben Kolleginnen von einst zaudern in der Regel nicht, einen Zwanziger zu opfern und den Arbeitgeber der Arbeitswilligen telephonisch über die Vergangenheit der neuen Angestellten im Detail aufzuklären. Abwanderung ist für die Arbeitswillige die beste Lösung.

Lassen Sie mich hier gleich noch erwähnen, warum unsere zum Teil als eigentliche Lasterbunker verschrienen Apartmenthäuser nicht in jenem Maße gesäubert werden können, wie es von vielen Seiten immer gefordert wird! Solange die Mietpreise normal sind und dem Hausbesitzer Kuppelei und Gewinnsucht nicht nachgewiesen werden können, kann man ihm wenig anhaben. Ich kenne einen Fall, in welchem eine «Dame» für das Zimmer 120 Franken, für die Duldung ihres Tuns von seiten der Vermieterin weitere 200 Franken unquittiert bezahlte. Derartige Fälle kommen der Polizei kaum je zu Ohren.

Eine Zeitlang gab es in Zürich Apartmenthäuser mit 20 und mehr Prostituierten; das hat seit dem Einschreiten der Polizei wesentlich gebessert, und einzelne Damen sind gezwungen, jeden zweiten oder dritten Monat zu «plündern», wie sie das Umziehen nennen. Sie tun es ungern genug.

Ich habe übrigens selber zwei Monate lang in einem der berüchtigten «Apartmenthäuser» gewohnt und würde es kaum wieder tun. Wochenlang steckte täglich die Polizei im Hause, bald gegen Mitternacht, bald um sechs Uhr morgens, und ihr kräftiges Klopfen an Zimmertüren, das in der Lautstärke höchstens noch von demjenigen des Betreibungsbeamten übertroffen wurde, der aber nicht vor neun Uhr kam, hallte durch die ganze Etage. Verließ man im Laufe des Nachmittags das Haus, so stand nicht selten ein Polizist unten vor den 40 oder 50 Briefkästen und notierte Adressen.

Nachts um ein, zwei, ja manchmal um drei Uhr läutete häufig die Apartmentglocke; gelegentlich drückte irgendein «Spätheimkehrer» gleich ein Dutzend Läutknöpfe miteinander.

Gerade in einem derartigen Apartmenthause bekommt man nebenbei einen ausgezeichneten Begriff von der sozialen Struktur der Freierschaft. Nicht ungern wird die Prostitution als Begleiterscheinung des Kapitalismus hingestellt. Das ist absolut falsch. Der Arbeiter ist als Freier genau so zahlreich wie der sogenannte «Bessergeströhlte», der «Mäpplimann».

Es könnte, lieber Freund, nichts schaden, wenn wir einen kleinen Cognac bestellten, bevor wir die Frage streifen, warum denn die meisten «Frauen» zwar Generaldirektorsgehälter ratenweise kassieren, sehr häufig aber trotzdem

dauernd «stier» sind. Gewiß: einige legen Geld beiseite, andere unterstützen Familienangehörige, kommen für Kinder auf, helfen da und dort. Viele leben gern gut, geben beträchtliche Summen für Speise und Trank aus, reißen kostspielige «Wellen» auf eigene Kosten. Im großen und ganzen sind sie auch gut gekleidet.

Sehr kostspielig kann es vor allem auch werden, wenn sich eine «Dame» verliebt. Sie hat vielleicht ein Auge auf einen Kellner geworfen und läßt an dessen Arbeitsplatz enorm Geld liegen in der aus ihrem Berufe heraus verständlichen Annahme, daß mit klingender Münze alles zu kaufen sei. Sie «siedet» vielleicht auf einen Taxichauffeur und engagiert ihn – was schon vorgekommen ist – kurzerhand für eine achttägige Rivierafahrt. Vor allem aber gerät sie häufig an Männer, die darauf ausgehen, aus einem Verhältnis ein Geschäft zu machen. Wenn Sie nach links blikken, entdecken Sie einen jungen Mann, der an der Bar steht, ein Helles kippt und sich im Lokal umsieht, als überlege er sich gerade, ob er tausend «Riesen» (Tausendernoten) auf den Tisch legen und die «Hütte» kaufen wolle. Beachten Sie seinen schwarzen oder dunkelblauen Anzug, sein schneeweißes Hemd, die vorstehenden Manschetten, die Smokingkrawatte! Es ist die bevorzugte Kluftung des Pinguins, des Stenzers, des Zuhälters, einer typischen Hilfsarbeiternatur, die wenn möglich immer erntet, ohne zu säen.

Seine Hauptbeschäftigung: die «hohle Hand» machen. Freilich, freilich, gearbeitet wird auch: man «krampft», wenn auch mit Unterbrüchen, in einer Bude, man macht in Import und unkontrollierbaren Auslandgeschäften und renommiert an der Theke, als hätte man eben dem Reeder Onassis eine kleine Walflotte abgekauft oder eine Wagenladung Gold und Penicillin an der Grenze stehen. Vor allem aber ist man «Vertreter».

Mancher ist Einzelgänger, viele aber lieben die Geselligkeit, machen ab und zu den Pintenkehr, hocken zusammen, spielen Karten, natürlich um Geld, Billard, Schach, «hölzeln» mit Streichhölzern, pokern, wenn sie unter sich sind, würfeln, und fahren zum Teil regelmäßig nach «Koschnitz», nach Konstanz ins Kasino. Wer nicht zu ihnen gehört, ist etwa ein Güllebännepuur, ein Sänn, ein Chüeni, ein Schmutzli.

Daß sie eine «geheime Macht» bilden, vor der sogar die Polizei sich fürchte, ist ein bloßes Gerücht. Man würde ja ganz gern im Rufe

VEXIERBILD

«In jedem ächten Manne ist ein Kind versteckt, und das will spielen.» (Nietzsche) — Wo ist es?

stehen, mit der Unterwelt in Beziehung zu stehen. Aber es gibt nun einmal in Zürich keine Unterwelt, und während im Ausland Milieu, Kuppelei, Hehlerei, Diebesbanden, Rauschgifthandel da und dort eng verflochten sind, ist unser Milieu einfach Milieu und sonst nichts. Ja, nicht einmal der Zuhälter ist im wahren Sinne des Wortes ein Zuhälter. Er sitzt nicht im Bistro oder steht nicht an der Straßenecke und fischt Kundschaft für seine Geliebte. Er kassiert einfach, der eine seine 50, 60 Franken im Tag, der andere, der Stümper, muß seiner «Winde» jedes «Pfundes», jeder «Grampolscheibe» wegen nachlaufen; er wird deshalb auch «Birchermüeslistenzer» genannt. Seine eigentliche Bedeutung und Funktion ist zweifellos das, was Schopenhauer einmal schroff und verallgemeinernd angedeutet hat, nämlich daß jede Frau im Leben einen männlichen Halt brauche. Der Gerechtigkeit halber sei erwähnt, daß, soweit aus ihrer Vertrauensseligkeit den Prostituierten gegenüber hervorgeht, auch viele Männer eines weiblichen «Seelenochsners», bedürfen, das heißt einer weiblichen Person, der sie gegen Bezahlung ihre verborgenen Kümmernisse anvertrauen können.

Das Gros der Zuhälter setzt sich aus Arbeitsscheuen (ihr Spruch: ich bi doch kei Wörkwinde!), aus Leuten mit Halb- und Viertelsexistenzen, aus beruflich Untauglichen zusammen, die aber ein verhältnismäßig sorgenloses und leichtes Leben zu schätzen wissen. Hilfsarbeiter, Mäpplireisende, Kellner und Taxichauffeure (die letzteren des dauernden

Kontaktes mit dem Milieu wegen) sind vorwiegend der Gefahr ausgesetzt, auf die abschüssige Bahn zu geraten, entgegenzunehmen, was ihnen fast mit Gewalt von seiten der Frauen aufgedrängt wird.

Eigenartig ist in diesem Milieu der Begriff der Treue. Eine Prostituierte wird ohne Wimpernzucken schwören, daß sie ihrem Freunde seit vier Jahren treu ist, und körperliche Hingabe gegen Bezahlung wird auch von der andern Seite nicht als Untreue empfunden. Wehe aber, wenn zusätzliche Zärtlichkeiten – zum Beispiel ein Kuß – ausgetauscht werden, oder wenn der Zuhälter oder seine Geliebte «vosen», das heißt, aus reiner Sympathie sich mit jemandem einlassen! Da schlägt nicht selten die große Stunde der Sittenpolizei: die Frau «verzinggt» den Ausgehaltenen (im Milieujargon: sie laat de Zwänzger abe, si git d Poscht dure), und wenn seine Einkommensbelege nicht in Ordnung sind, kann ihm Regensdorf blühen, sofern eben nicht schon am nächsten oder übernächsten Tage alles rückgängig gemacht und auch von weiblicher Seite wieder bestritten wird.

Die Regensdorfer Kur bewirkt im allgemeinen keine Wunder: abgebrannt und leicht geduckt kommen unsere Kunden nach der Entlassung oft schon am ersten, zweiten Tage wieder ins Dörfli, und innert weniger Wochen sind sie nicht selten neu ausstaffiert und fahren bereits wieder im Cabriolet vor.

Wie weit die Anhänglichkeit der Frauen geht, zeigt etwa der Fall, in welchem eine Prostituierte einen verheirateten Mann mit zwei Kindern an sich zog, von der Familie löste, ihm ein eigenes Apartment mietete und monatelang die Rechnungen und Verbindlichkeiten für die ganze Familie des Geliebten beglich.

Jetzt wird es aber höchste Zeit, lieber Freund, daß wir uns auch mit den übrigen Leuten befassen, die hier in unserem Lokal ein- und ausgehen. Lassen wir jetzt die Frauen beiseite, ebenso ihre Kunden, die sie hier aufsuchen und sich aus allen möglichen Bevölkerungskreisen sowie ihrer Herkunft nach aus allen möglichen Kantonen zusammensetzen!

Recht zahlreich sind die sogenannten Museumskunden, die sich nur umsehen wollen, die Warschauer, Seeleute und Orientalen. Dann kommen all die Leute, die angeblich Studien machen und die Seele des Volkes ergründen wollen; sie arbeiten vorzugsweise mit Vorwänden. Richtige Studenten gibt's freilich auch; es sind oft Leute, die schwer arbeiten, die sich entweder seelisch noch nicht binden wollen, oder denen eine ernsthafte Freundschaft vorderhand zu zeitraubend ist. Ganz allgemein tauchen von Zeit zu Zeit auch durchaus angesehene Geschäftsleute auf, die jenen Betrieben periodisch nachgehen müssen, für die sie allenfalls Ware lieferten und liefern: Architekten, Teppichhändler, Wäschereibesitzer, Zahnärzte, Leute aus der Bekleidungsbranche und so fort.

Wie jedes andere, so hat auch unser Lokal durchaus einwandfreie Kundschaft, eine Reihe von Stammgästen, die freilich gleichzeitig in mehreren Betrieben Stammgäste sind. Einzelne lieben es, rasch in ungezwungener Atmosphäre, ohne weißes Tischtuch und Chi-chi, einen Kaffee zu trinken, andere fühlen sich vom Cachet, der Atmosphäre eines Lokals angezogen, dessen Gegensatz zu den serienweise fabrizierten Wohnmaschinen unserer Zeit sie wohltuend empfinden. Wie weit die Anwesenheit des Ewigweiblichen zum Begriffe Atmosphäre beiträgt, ist nicht genau abzuschätzen. Zweifellos ist der Einfluß hoch, ein bißchen «Geranium» an den Tischen und an der Bar wirkt sich stark auf die Stimmung des Mannes aus.

Ich gehe kaum fehl in der Annahme, daß Sie der «normale» Gast, der bei uns eben auch recht gut vertreten ist, weniger interessiert als der «Sonderfall». Erwarten Sie nicht zu viel! Gewiß gibt es Sonderlinge und Einzelgänger, aber man kann nicht einfach ins Lokal kommen und sagen: So, jetzt will ich etwas sehen! In «Paris by night» ist das möglich; da werden die Szenen für die Fremden gestellt. Immer wieder sehe ich neugierige Gesichter, auf denen sich im Laufe des Abends Enttäuschung malt.

Um einigermaßen auf die Rechnung zu kommen, muß man das Schicksal unserer Kunden wenigstens bruchstückweise kennen, die Leute überhaupt näher kennen, einen Teil ihres Zutrauens besitzen. So sieht man ins Leben hinein; aber gleichzeitig schwindet der Reiz des Niederdorfes als Ganzes: je enger der Kontakt, desto weniger Attrappe, Montmartre und Raum für Phantasievorstellungen.

Vielleicht interessiert Sie der junge Mann, der wortlos Platz nimmt, ein Bier bestellt, plötzlich ein Bein hinter dem Nacken durch-

zieht und es tatsächlich noch fertig bringt, das volle Bierglas auf die Schuhsohle zu stellen. Er zahlt, lächelt, spricht kein Wort und verschwindet unauffällig.

Möglicherweise macht Ihnen auch der Tierarzt Spaß, der nie im Leben Tierarzt gewesen ist. Er hilft angeblich im Zoo, zieht den Löwen Holzsplitter aus den Klauen, behandelt ein erkältetes Nilpferd mit 20 Liter Lindenblütentee, unterstützt eine Pferdemutter bei einer Zwillingsentbindung, indem er das eine Füllen zerschneidet, damit wenigstens das zweite lebendig zur Welt komme. Früher wirkte er in Afrika, und wenn Sie dann eines Tages zu Arthur Heyes Büchern greifen, werden Sie sich wundern, daß Heye und unser Tierarzt genau die gleichen Erlebnisse mit Schlangen gehabt haben.

Hierher gehört auch Tschimmy Blöff, der angeblich so dick verdient und von Zeit zu Zeit in die Ferien geht, einmal nach Spanien, dann an die Riviera, zwischendurch sogar geschäftlich rasch nach Amerika. In Wirklichkeit macht er nie einen Schritt über die Grenzen unserer Stadt hinaus, sondern meidet einfach unser Quartier vierzehn Tage und ist dann plötzlich «gestern nacht zurückgekommen», und mit bitteren Worten klagt er jeweils über die Enge unseres Ländchens, die Spießigkeit seiner Bewohner, die einem im großzügigen Auslande erst so richtig zum Bewußtsein komme.

Da ist schließlich auch der ältere Herr, der gelegentlich von Gemütskrisen erfaßt wird, sich ein Glas Bier über den Kopf leert, den Scheitel neu zieht und dazu das Ave Maria von Gounod verlangt.

Neben eigentlichen Gästen zeigen sich ab und zu auch Leute, die es sich in den Kopf gesetzt haben, «böse» Menschen zu bekehren. Da verteilt einer heliographierte, flammende Proteste gegen die Homosexualität, in welchen es zum Beispiel heißt: «Schon in den Gewerbeschulen spricht es sich herum, wo man Klotz holen kann.»

Auf die innere Erneuerung des Menschen hin zielt die Mitternachtsmission, deren Vertreterin regelmäßig in den entsprechenden Lokalen auftaucht und weitherum bekannt ist. Die Mission ist ein Gegenpol zur Polizei; sie nimmt sich in erster Linie der Seele des Menschen an und läßt sich, christlichen Grundsätzen folgend, weder durch momentane Mißerfolge noch durch Rückfälligkeit bei Schützlingen beirren und einschüchtern.

«Schöni Rose, ganz frisch!» Die ersten Blumenverkäufer tauchen auf. Manchmal kommen zehn verschiedene Blumenhändler während eines Abends ins Lokal. Für den Stadtunkundigen und Abenteuerlustigen könnten sie als Führer dienen, da sie vorwiegend jene Betriebe aufsuchen, in welchen eine Möglichkeit besteht, daß ein Herr einer Dame Blumen schenkt.

Regelmäßig besuchen uns auch einige wenige Hausierer, die es – zum Beispiel aus Gesundheitsgründen – vorziehen, abends in den Lokalen zu verkaufen statt tagsüber von Haus zu Haus zu ziehen. Der eine verkauft alles mögliche, ein zweiter nur Seifen, ein dritter, der ausschließlich am Samstagnachmittag zu treffen ist, nur Schuhbändel. Nicht selten sind sie den peinlichen Taktlosigkeiten der Mitmenschen ausgesetzt. Immer wieder will einer einen an Krücken gehenden Hausierer irgendwo auf den Zug rennen gesehen haben; der Blinde sieht angeblich besser als wir, der Mann mit den Seifen hätte doch «die Postur zum Arbeiten», obwohl er mittlerweile vor lauter Gesundheit gestorben ist. Wenn einer mit dem Kopf unter dem Arm daherkäme: es gäbe dennoch Zweifler.

Gleich ist es sieben Uhr, lieber Freund: Halbzeit! Leider bin ich zum Essen verabredet, und wir müssen unser Gespräch vielleicht ein andermal fortsetzen. Ich möchte nur noch rasch eine Illustrierte kaufen. Ja, das hätte ich fast vergessen: auch Zeitungsverkäufer beehren uns. Hauptsächlich verkaufen sie illustrierte Zeitschriften. Nur eine einzige Zürcher Tageszeitung wird bei uns täglich angeboten; der Verkäufer eines anderen Zürcher Blattes berücksichtigt uns höchstens am Sonntagabend, während irgendeiner «Tour de...» und nach einem Milieumord.

Allabendlich taucht der stadtbekannte ehemalige Legionär auf mit seinem «France Soir». Meist ist er unterwegs schon so oft zu einem Gläschen eingeladen worden, daß er uns in gehobener Stimmung aufsucht. «Vive la France!» lautet dann bei ihm jeder zweite Satz, und wenn man ihm dann noch Sambre et Meuse, die Marseillaise oder «Quand Madelon nous apportait à boire» spielt, rollen dem alten Mann die Tränen über die Backen, und in einer Art Achtungstellung grüßt er die französische Fahne, die da offenbar irgendwo im Winde flattert.